

PERCIVAL EVERETT

DER  
NINO

ROMAN / HANSER

**SPIEGEL**  
Bestseller-  
Autor

# Leseprobe

## Das Buch

Nach dem Welterfolg von *James* ein neuer Roman von Percival Everett – ein brillantes Kabinettstück mit Schurken à la James Bond. Dr. No, der sich selbst Wala Kitu nennt, lebt mit seinem einbeinigen Hund Trigo in Providence, ist Professor für Mathematik – und Experte für das Nichts. Das macht ihn zum perfekten Berater für den Schwarzen Milliardär John Sill. Dieser will einen in Fort Knox bewahrten Schuhkarton knacken, in dem sich angeblich »nichts« befindet. Denn wer das Nichts kontrolliert, soll die Weltherrschaft an sich reißen können – und Sill sinnt wegen der jahrhundertelangen Ungerechtigkeit der Weißen auf Rache. Percival Everett hat einen hinreißenden Spionageroman und einen satirischen Seitenhieb auf Ethnie und Macht in den USA geschrieben.

## Der Autor

Percival Everett, geboren 1956 in Fort Gordon/Georgia, ist Schriftsteller und Professor für Englisch an der University of Southern California. Er hat zahlreiche Romane, Erzählungen und Lyrikbände veröffentlicht. Bei Hanser erschienen zuletzt die Romane *Erschütterung* (2022), *Die Bäume* (2023) sowie *James* (2024), für den er den National Book Award und den Pulitzer-Preis erhalten hat.

Percival Everett. *Dr. No*

Aus dem Englischen von Nikolaus Stingl. 320 Seiten. Gebunden

Auch als E-Book. Erscheint am 19. August 2025

[hanser-literaturverlage.de](http://hanser-literaturverlage.de)

Umschlag: Peter-Andreas Hassiepen, München

Motiv: © rahimrxking1/FreePik

HANSER

### 3

Unendlichkeit sagt mir überhaupt nichts. Wie denn auch? Nichts ist weder endlich noch unendlich. Nichts ist weder eine Nullmenge noch ein Element dieser Menge, die alle Dinge enthält, die nicht etwas sind. Dinge sind Materie, manche Dinge zählen, nichts ist niemals Materie, nichts zählt. Nichts kommt in eine Kneipe. Was sagt der Barman? Nichts. Wie kommt er dazu? Nichts ist hereingekommen. Den Witz hat mir Trigo erzählt.

Nachdem ich mein neues Fahrzeug in der Einfahrt geparkt hatte, ging ich ins Haus und setzte mich mit Trigo an den Tisch in meiner Küche. »Es ist kurz vor Mittag, Trigo«, sagte ich. »Wir sind fast am Ende des Vormittags. Ein trauriger Gedanke, denn der Vormittag ist mir die liebste Tageszeit. Am wenigsten mag ich die Zeit zwischen 14:34 und 16:56 am Nachmittag.« Ich trank Tee. Trigo kaute auf einem sogenannten Schweineohr, das so genannt wurde, weil es sich tatsächlich um ein Schweineohr handelte. Schweine sind offenbar nützlich. Trigo fragte mich, wer dieser John Sill eigentlich sei.

Sill wurde in Memphis, Tennessee, als Sohn einer Nachtclubbesitzern namens Loretta Sill geboren. Sein Vater starb unter mysteriösen Umständen während eines Streiks der Müllabfuhr, als John minus vier Monate alt war. Weil der Müll wochenlang nicht abgefahren wurde, blieb der ältere Sill lange Zeit unentdeckt, sodass etwaige Indizien, die vielleicht hilfreich gewesen wären, völlig zerstört wurden. Dies sowie der Umstand, dass am Tag der Entdeckung seiner Leiche Martin

Luther King ermordet wurde, führten dazu, dass sich niemand einen Dreck darum scherte. Loretta Sill, ehemals eine Vorschullehrerin, kaufte den Regal Club mit dem Geld von der Lebensversicherung ihres Mannes, nachdem die Unruhen und die wirtschaftliche Flaute im Gefolge der Ermordung des Bürgerrechtlers für einen galoppierenden Verfall der Immobilienpreise in der Innenstadt gesorgt hatten. Und obwohl sie sich kaum für Bluesmusik oder Musik überhaupt und für das Servieren alkoholischer oder anderer Getränke interessierte, erwies sie sich als begabte Geschäftsfrau. Sie kaufte noch einen Club, den Flatted Fifth, dann drei weitere, den Hot Spot, Tim's Place und den Mother F. Wenn man sie fragte, warum sie den Namen des Letzteren beibehielt, stellte sie sich unwissend und sagte zuckersüß: »Wieso, ich verstehe gar nicht, was Sie meinen.« Sie besaß einen ganzen Häuserblock in der Beale Street. Man nannte sie die Witwe Sill. Die Witwe Sill hatte nichts dagegen einzuwenden, dass Frauen in ihrem Straßenabschnitt als Prostituierte arbeiteten, doch die Vorstellung, dass jemand anders dort Geld verdiente, war ihr ein Dorn im Auge. Binnen kurzem war aus der Witwe Sill die Bordellwirtin Witwe Sill, abgekürzt Mama Widow Sill, geworden. Die Vorschullehrerin wurde praktisch über Nacht zur gewissenlosen Profitmacherin.

Im Gegensatz zu ihrem Geschäftsleben verlief Loretta Sills Privatleben eher gesetzt, geordnet, langweilig. Sie kaufte ein riesiges Herrenhaus in Central Gardens, ein dreistöckiges Gebäude, das einst der Stadtsitz eines Plantagen- und Sklavenbesitzers namens Rogue LeCou gewesen war. Niemand konnte glauben, dass das prächtige Anwesen nun von der kleinen, zartgliedrigen Schwarzen Frau, die sich eher wie Jackie Kennedy als wie Mahalia Jackson kleidete, und ihrem linkischen, hellhäutigen Sohn bewohnt wurde. Das gab es nur in Memphis.

Der kleine John wurde vor dem zweifelhaften Treiben der Beale Street behütet und wusste sicherlich nicht, dass seine Mutter die größte Zuhälterin am Mississippi war. Er wusste nur, dass er reich war, zu Hause von Privatlehrern unterrichtet und dann auf die Phillips Exeter Academy in New Hampshire geschickt wurde. Während er dort das Internat besuchte und sich mit einem pummeligen, an zystischer Akne leidenden reichen WASP von der Upper East Side New Yorks das Zimmer teilte, bekam er die Nachricht, dass seine Mutter von einem Mann namens Sinbad Willis erschossen worden war. In ihm keimte der Verdacht, dass seine Mutter sich auf irgendwelche zwielichtigen Geschäfte eingelassen hatte. Man hätte vermuten können, dass der Name Sinbad Willis zu einem konkurrierenden Zuhälter oder aalglatten Gangster aus der Beale Street gehörte, doch sein Träger war der Polizeichef von Memphis.

»Tut mir leid, mein Junge«, sagte der hünenhafte Polizeibeamte zu dem verwirrten siebzehnjährigen John Sill. »Ich bin hingegangen, um deiner Mama einen Vollstreckungsbefehl wegen nicht bezahlter Parkknöllchen zuzustellen, und sie hat mich mit einer doppeläufigen Flinte an der Tür empfangen. Ich fürchte, ich bin in Panik geraten und habe in Notwehr auf sie geschossen.« Zwölf Mal.

Sinbad Willis besaß keinerlei Talente, doch besonders schlecht war er im Lügen, und John durchschaute ihn auf der Stelle, ohne allerdings eine Ahnung zu haben, warum seine Mutter hatte sterben müssen.

Bei Loretas Trauerfeier in der Lawrence J. Finley AME Church sprach ein betrunkenener Mann von der Straße John von hinten an. John konnte den ekelhaft süßlichen, abgestandenen Alkoholgestank riechen, ohne sich umzudrehen. »Kleiner,

deine Mama musste es früher oder später erwischen«, sagte der Mann. »Und jetzt hat sie's erwischt. War bloß eine Frage der Zeit. Dein Daddy, der hat zu viel gesehen. Sie hat garantiert gewusst, was er gesehen hat. Also haben die sie umbringen müssen.« Als John sich schließlich umdrehte, war der Mann verschwunden, nur seine Duftwolke blieb zurück.

Wochen später fand John die Tagebücher seiner Mutter. Er hatte gar nicht gewusst, dass sie welche geführt hatte. Zum großen Teil enthielten sie geschäftliche Einzelheiten, recht anschauliche Einzelheiten, die ihm ihre Geschäftsinteressen nur allzu klar machten. Die Prostituierten waren allesamt namenlos, hießen nur »die Exemplare« und wurden ausschließlich mit Nummern bezeichnet; die Freier dagegen wurden alle mit Namen genannt, häufig begleitet von einer kurzen Vorgeschichte oder Angaben zu Beruf, Familie und Vorlieben. Ein spezieller Eintrag unter dem Datum des 4. April stach ihm ins Auge:

*Heute Morgen ist Milton völlig verängstigt zur Schule gekommen. Er sagte, er habe gegenüber vom Lorraine einen Polizisten mit einem weißen Mann reden sehen, der ein Gewehrfutteral in der Hand gehalten habe. Ich fragte ihn, wieso das wichtig sei. Dann ist er nicht nach Hause gekommen.*

*Es ist ungefähr acht Uhr. Nachbarin Ginny ist vorbeigekommen. Sie weinte. Inzwischen weine ich auch. Sie hat mir erzählt, dass Dr. King erschossen, hier in Memphis umgebracht worden ist. Und ich weiß nicht, wo Milton steckt. Sich so zu verspäten sieht ihm gar nicht ähnlich. Ich bin so aufgeregt und verängstigt, dass ich mir Sorgen mache, das Baby zu verlieren.*

Loretta verlor das Baby nicht, aber Milton kam nicht nach Hause. Er erschien nicht zur Arbeit als Wartungsmonteur für Fahrstühle. Er tauchte nicht wieder auf, bis man seine leere, hellhäutige Hand auf der Deponie aus einem Abfallhaufen ragen sah.

Der siebzehnjährige John Sill kam zu der Überzeugung, dass Sinbad Willis seinen Vater ermordet hatte. Und nun hatte er auch noch seine Mutter ermordet. Eigentlich hatte John keine Ahnung, was der Wahrheit entsprach, aber er war klug, wütend und bewaffnet mit einem Buch voller prominenter Namen. Außerdem war er vermögend, denn die Clubs seiner Mutter waren erfolgreich, und ihre Investitionen erwiesen sich als buntgemischt und fantasievoll. Sie besaß viele Anteile an IBM und noch viel mehr an einer Firma namens Apple, Inc. John Sill beschäftigte sich mit der Ermordung von Martin Luther King Jr. Er las die allgemein akzeptierte Geschichte der Tatvorbereitung durch James Earl Ray. Er studierte den Aufstieg Sinbad Willis' vom Streifenpolizisten zum Polizeichef. Dies alles, während er lernte, die Geschäfte seiner Mutter zu führen. Er verkaufte das Mother F an B. B. King, der es in B. B.'s umbenannte, was höchst sinnvoll war. Das mit dem Verkauf verdiente Geld schenkte er den »Exemplaren«, wobei er hoffte, dass sie »das Gewerbe« aufgeben würden. Sehr groß war seine Zuversicht da allerdings nicht, denn sie alle hatten Namen wie Cinnamon, Destiny und Diamond. Bei Ruby hatte er gewisse Hoffnungen. Während er sich als Geschäftsmann – einer, der bedeutende negative Informationen über Kommunal- und Landespolitiker besaß – immer wohler fühlte und als Persönlichkeit des öffentlichen Lebens in Memphis immer mächtiger wurde, erbitterten ihn die Umstände des Todes seiner Eltern immer mehr.

Am 4. April 1990 begab sich John Sill ins Brushy Mountain State Penitentiary, das staatliche Zuchthaus in Petros, Tennessee, um mit James Earl Ray zu plaudern.

John Sill fuhr die sechzig Kilometer von seinem Hotel in Knoxville zum Brushy Mountain. Der riesige graue Klotz mit den Dachzinnen sah mehr nach Gefängnis aus als jedes andere Gebäude, das er bisher gesehen hatte. Die Strafanstalt hatte eine, wie man so sagte, geschichtenumwobene Vergangenheit, die ihn jedoch überhaupt nicht interessierte. Er meldete sich an einem Schalter an, hinter dem ein Wärter mit fliehendem Kinn und dickem Hals saß; das Gespräch hatte er schon Wochen zuvor vereinbart und einige Leute geschmiert, damit es zustande kam. Der Wärter warf einen Blick auf sein Klemmbrett, nickte mit seinem dicken Schädel und sprach in sein altertümliches Mikrofon. »Holt James Earl ran.«

Sill saß an einem kleinen Tisch in einem Raum voller kleiner Tische. Frauen warteten darauf, dass Häftlinge den Platz ihnen gegenüber einnahmen. Die Männer, Schwarze und Weiße, kamen im Gänsemarsch herein und setzten sich. Berührungen waren nicht erlaubt, wie der Wärter im Raum immer wieder verkündete: »Berührungen sind untersagt, außerdem jedweder Hautkontakt zwischen Personen sowie das gegenseitige Aneinanderreiben von Füßen, ob unbeschuht oder nicht, unter oder auf den Tischen, ferner das gegenseitige Antippen von Knöcheln, Fingernägeln oder Fingern. Jegliche Berührung der von mir beschriebenen oder irgendeiner anderen, von mir nicht ausdrücklich erwähnten Art führt zur sofortigen Beendigung des Besuchs und einer einmonatigen Streichung künftiger Besuche.« Tiefes Atemholen. »Berührungen sind untersagt ...«

James Earl Ray war der letzte Häftling, der den Raum be-

trat. Er schaute sich um, und sein grausamer Blick senkte sich schwer auf John Sill. Er kam herüber und setzte sich. »Die haben mir nicht gesagt, dass du ein Nigger bist.«

»Wollten Ihnen wahrscheinlich keine Angst machen.«

Ray erstarrte einen Moment lang. »Was willst du? Du willst wissen, ob ich wirklich derjenige bin, der King erschossen hat.«

Sill schüttelte den Kopf. »Erinnern Sie sich an einen Mann, der Sie vor der Pension mit einem Polizisten hat reden sehen? Einen Schwarzen.«

»Scheiße, Memphis ist voller Schwarzer.«

»Dieser Schwarze hat Sie mit Ihrem Gewehr gesehen, und Sie haben mit Sinbad Willis geredet.«

»Was ist eigentlich aus Willis geworden?«, fragte Ray.

»Er ist Polizeichef.«

»Scheiß die Wand an. Er ist die Leiter hochgefallen.«

Sill betrachtete Ray genauer. Er war ein kleiner Mann. In vieler Hinsicht. Vor der Begegnung hatte Sill gedacht, dass die Anwesenheit eines Mörders ihn einschüchtern, dass er nervös sein und sich davor fürchten würde, mit einem *harten Burschen* zu reden, aber das war nicht der Fall. Er war erst zweiundzwanzig und verspürte keine Angst. »Der Mann vor der Pension.«

»Du weißt doch, dass es Willis war, der den Prediger erschossen hat. Ich hab die Kanone gekauft. Aber was soll's, ich bin kein guter Schütze.«

»Der Mann«, sagte Sill.

»Ja, ich hab ihn kaltgemacht. Er hatte uns gesehen. Er musste sterben. Moment mal, war das dein Daddy oder so was?« Ray kicherte.

»Ja.« Sill schaute auf das hohe, vergitterte Fenster in der Wand gegenüber. »Warum haben Sie niemand von Willis erzählt und dafür gesorgt, dass Sie hier rauskommen?«

»Hier rauskommen, damit die mich umbringen können? Scheiße, ich bin lieber hier drin am Leben als da draußen tot.«

»Warum sind Sie sie dann geflohen?«

»Weil ich das gern mag.« Er blickte sich um und beugte sich dann leicht vor. »Ich verrate dir ein kleines Geheimnis. Das scheiß FBI hat das Ganze geplant. Hoover wollte den aufmüpfigen Nigger irgendwann irgendwo umbringen. Die Regierung wollte ihn erledigen. Das kannst du ruhig glauben, bevor du sonst irgendwas glaubst. Mach ich dir Angst?«

Sill starrte Ray in die Augen und sagte: »Nein, Sie helfen mir bloß, mich zurechtzufinden. Ich verrate Ihnen auch ein kleines Geheimnis. Sie sind ein Nichts. Sie machen mir keine Angst, weil Sie, wie Sie schon sagten, nichts getan haben. Tatsache ist, Sie sind ein Stück Scheiße, das in dieser Welt nichts zustande kriegt. Sie konnten Martin Luther King keine Angst machen. Meinem Vater auch nicht. Und mir können Sie auch keine Angst machen. Krepier hier drin. Blöder Sack.«

Ray war rot vor Zorn. Er sprang auf, doch Sill rührte keinen Muskel, zuckte nicht, blinzelte nicht. Er sagte: »Danke für Ihre Zeit. Eins kann ich Ihnen sagen: Amerika wird dafür bezahlen. Sie, Sie sind mir völlig egal. Genauso gut könnte ich auf eine Kugel wütend sein.«

»Ich hab deinen Daddy umgebracht, Junge.«

»Ich weiß. Ich lasse Ihnen Ihr Leben. Das hat keinen großen Wert. Ich werde Ihnen Ihre Welt nehmen.«

Das war der Augenblick, in dem John Sill beschloss, ein Schurke zu werden.

Aber wie wird man ein Schurke, eine Kulturkrankheit, ein Feind des Systems? Dafür griff John Milton Bradley auf das zurück, was er am besten kannte: James-Bond-Filme.

## 4

Es gilt einige Unterscheidungen zu treffen, wenn man über nichts oder zumindest einen Sinngehalt von nichts, *nihili noema*, nachdenkt. Ich unterscheide diesen Sinngehalt von nichts vom physischen Objekt oder der Verkörperung, vom Psychologischen oder Erlebten, von jedem geistigen Bild oder Entwurf und von jedem logischen Begriff oder Konstrukt. Es gibt kein Bild, keine Idee oder Form, die dem entspricht, wovon ich hier rede. Im Gegensatz zu einem *realen* Amboss, dessen Denotat sich im freien Fall mit 9,8 Metern pro Quadratsekunde beschleunigt und beim Auftreffen zerbrechen oder etwas zerbrechen kann, kann man von *nichts* wenig sagen oder sich vorstellen. In meinen Augen ist der vorgestellte Flug des Ambosses auch wahr, wahr vielleicht für alle *noemata* von Amboss. Aber von *nichts* (warum die Kursivierung, wo ich doch nichts hervorhebe oder es vielmehr kein Ding gibt, das ich hervorhebe), was kann ich da sagen. Nichts. Wie passend.

Wie jeden Abend verabreichte ich Trigo per Hand seine zweite Tagesmahlzeit, ein Stückchen Trockenfutter nach dem anderen. Auf diese Weise genoss er es mehr. Vormittags durfte er die Schnauze in den Futterbeutel wühlen, den ich ihm um den Hals band, aber abends ließen wir uns Zeit. Hinterher las ich ihm immer laut vor, bis er einschlief, und das setzte ich dann fort, bis ich ebenfalls einschlief, jedenfalls glaubte ich das, aber soviel ich wusste, las ich bis zum Aufwachen laut weiter, worauf ich entweder ein wenig oder viel oder, so stelle ich mir gern vor, überhaupt nichts gelernt hatte.

Das Telefon weckte mich deutlich nach Tagesanbruch. Es war der Fakultätssekretär. Er und ich hatten eine Vereinbarung, der zufolge er mich jeden Morgen, an dem ich zu unterrichten hatte, anrief und ich ihm im Gegenzug Doughnuts mitbrachte. Zu meiner großen Bestürzung musste ich mein Hauptseminar zum Thema Singularität geben. Nur drei Studenten hatten sich dafür angemeldet, aber sie waren eifrig, enthusiastisch und hochintelligent, wie ich zu meinem Kummer sagen muss. Ein dummer Student war mir tausendmal lieber. Das waren diejenigen, die unbeholfen in irgendetwas Spannendes hinein stolperten und es, wie nicht anders zu erwarten, gar nicht mitbekamen. Die schlaun hatten immer die Lektüreliste abgearbeitet.

»Kehren wir zu unserer Diskussion der Katastrophentheorie zurück. Maggie, was, meinen Sie, könnte eine kleine Veränderung in einem nichtlinearen System sein? Sagen Sie mir zuerst, wie sich ein nichtlineares System definieren lässt.«

Maggie setzte sich gerade. »Jede Gruppe von Gleichungen, die eine oder mehr Variablen mit einem Exponenten größer als eins enthalten.«

Ich nickte. »Und was zum Geier heißt das?«

Maggie starrte mich völlig verständnislos an.

»Keine Sorge, Maggie«, sagte ich. »Ihre Antwort war korrekt. Es ist nichtlinear, weil es nicht linear ist. Ich weiß, das ist dämlich. Nichtlinear ist sinnlos, weil alles in der wirklichen Welt nichtlinear ist. Nichts ist linear.« Das ließ ich erst einmal sacken.

Was es aber nicht tat. Maggie lächelte, sagte: »Ich verstehe«, und schrieb es in ihren Notizblock.

Gerald, ein netter Junge aus Sri Lanka, sagte: »Und das ist also die Basis für den sogenannten Schmetterlingseffekt.«

Ich tat so, als müsste ich mich übergeben. »Da dreht sich einem ja der Magen um«, sagte ich. »Mir kommt gleich der Kaffee hoch. Da kriegt man ja das Kotzen. Oder was Ihnen sonst so einfällt.«

»Das kalte Grausen.« Dies von Student Nummer drei, einem Menschen, der das Semester als Vanessa begonnen hatte und inzwischen ein Mann namens Sam war. Von Vanessa zu Sam gab es keinerlei Veränderung der äußeren Erscheinung, keinerlei Veränderung in Garderobe, Frisur, Gesichtsbehaarung oder körperlicher wie stimmlicher Anmutung. Sam informierte uns eines Tages einfach darüber, dass er jetzt ein Mann namens Sam sei. Er habe kein bevorzugtes Pronomen. Darüber hinaus – und ich bin mir sicher, das war nicht bloß ein versteckter Versuch, mich zu beeindrucken – sagte Sam und räumte damit das Fehlen jeder erkennbaren Veränderung ein: »Es gibt keinen Unterschied zwischen den Geschlechtern. Abgesehen davon, dass ich jetzt Sam bin, hat sich nichts geändert. Nichts bleibt gleich.«

»Das Problem mit der Vorstellung kleiner Parameteränderungen«, sagte ich, »besteht darin, dass keine Veränderung klein ist und keine Veränderung sich von irgendeiner anderen unterscheidet. Veränderung ist Veränderung, genau wie ein roter Fleck weder mehr noch weniger rot ist als ein rotes Haus.«

»Was ist mit einer Veränderung in der Größenordnung?«, fragte Maggie.

»Die Veränderung ist schlicht und einfach eine Veränderung. Die Größenordnung, das Ausmaß, die Intensität von etwas mag in vieler Hinsicht verschieden sein, aber uns interessiert nur der Umstand, dass es überhaupt eine Veränderung gegeben hat.«

»Wollen Sie damit sagen, dass Veränderung ein Ding ist?«, fragte Sam. »So was wie ein Ziegelstein oder ein Fisch? Als gäbe es eine platonische Gestalt der Veränderung?«

»Ja«, sagte ich. »Bitte akzeptieren Sie, dass es platonische Gestalten entgegen verbreiteter Auffassung tatsächlich und nicht nur virtuell gibt. Veränderung ist mit nichts vergleichbar. Aber, und das ist das Schöne daran, nichts ist mit Veränderung vergleichbar.«

Maggie schrieb in ihren Notizblock, einen hellbraunen, extra langen Spiralblock. Sie benutzte einen teuren Drehbleistift.

»Hören Sie auf, Notizen zu machen«, sagte ich. »Machen Sie keine Notizen. Das gilt für Sie alle. Keine Notizen. Niemals.«

»Wieso nicht?«, fragte Maggie.

Ich lächelte sie an. »Nur zu, notieren Sie fleißig. Oder auch nicht«, sagte ich. »Mir gefällt, dass Sie meiner Anweisung nicht einfach blindlings gefolgt sind. *Warum nicht?* ist die korrekte Reaktion. Machen Sie Notizen. Oder lassen Sie es bleiben. Glauben Sie mir, oder glauben Sie mir nicht. Hören Sie mir nicht zu, denn alles, was ich sage, ist entweder wahr oder falsch. So was wie ein Lügner-Paradox, aber eigentlich nicht. Ich möchte Ihnen eine mehr oder weniger philosophische Frage stellen. Was ist die Funktion von Identität?«

»Wollen Sie wissen, ob Identität eine Funktion ist?«, fragte Maggie.

»Klar. Warum nicht? Wissen Sie eine Antwort?«

»Nein.«

»Das ist ein bisschen enttäuschend. Ich dachte, Sie wüssten vielleicht eine. Und wenn ich nun gesagt hätte, die Funktion von Identität ist periodische Wiederkehr im Diskurs? Uns geht es darum, irgendeine Art von gleicher Referenz zu finden«, sagte ich.

»Das kapiere ich nicht«, sagte Sam.

»Ich auch nicht«, sagte ich. »Konzentrieren wir uns darauf, dass Identifikation und Identität nichts miteinander zu tun haben. Letztere hängt nicht von Ersterer ab. Man kann nichts identifizieren und keine Kenntnis von nichts haben.«

»Sie wissen schon, dass Sie sich verrückt anhören«, sagte Sam. »Läuft es bei Ihnen immer auf nichts hinaus? Immer auf nichts?«

»Ja, ich klinge in der Tat verrückt«, sagte ich. »Danke, Sam. Vielleicht haben Sie das Problem identifiziert. Mein Problem. Vielleicht haben Sie einen konkreten Finger auf eine besonders wichtige Abstraktion gelegt, und das ist gar nicht so einfach.«

Sam lachte.

»Danke, Sam«, sagte ich.

Die Lüge ist das arithmetische Axiom, demzufolge  $x$  für jedes  $x$  auf der Welt gleich  $x$  ist. Nur der Glaube lässt dies als unwiderlegbare Wahrheit zu. Selbst wenn ich  $x$  als das Ding definiere, das zu einer bestimmten Position in der Zeit eine bestimmte Position im Raum einnimmt. Ich war mir ziemlich sicher, dass der Mann, der vor dem Gebäude, in dem sich mein Büro befindet, eine bestimmte Position im Raum einnahm, John Sill war, und deshalb sprach ich ihn als solchen an.

»Hallo, Mr. Sill«, sagte ich.

»Bitte sagen Sie John. Wir sind ja sozusagen Partner.«

»Ich dachte, ich arbeite für Sie.«

»Na ja, streng genommen schon.«

Er war gut gekleidet. Nach meiner Erinnerung hatte er in dem Café zwar nicht gerade ungepflegt gewirkt, aber er war auch nicht schick gekleidet gewesen. Und nun stand er da, maßgeschneiderter eisengrauer Anzug, schmale bordeauxrote

Krawatte und ein bordeauxrotes Einstecktüchlein, das aus der Brusttasche hervorlugte. Seine oxsenblutfarbenen Flügelkappenschuhe glänzten. Er sah aus wie ein Superschurke oder, noch schlimmer, wie ein englischer Schickimicki-Spion, ein offen promiskuitiver, klinisch alkoholabhängiger Heterosexueller mit einem immer wieder durchschlagenden Messiaskomplex. Es lag an den Schuhen, an der Art, wie sie geschnürt waren.

»Warum starren Sie meine Schuhe an?«

»Ihre Schnürsenkel, da muss ich an De-Broglie-Wellen denken. Oder genauer gesagt, an die Schrödingergleichung.«

»Sorry, dass ich gefragt habe.«

»Alles dreht sich um Bewegung und Impuls.«

»Hat hier gerade jemand von Impuls geredet?« Dies von Eigen Vector. Sie schien aus dem Nichts aufgetaucht zu sein. Ihre Schuhe passten nicht zusammen.

»Eigen Vector, das ist John Sill.«

»*Enchanté*.« Sill verbeugte sich leicht, aber ausdrucksvoll, und schien die Hacken zusammenzuschlagen, ohne die Füße zu bewegen.

Zu meiner Überraschung, ja Bestürzung, schien Eigen entweder von seiner äußeren Erscheinung oder von seinem Auftreten oder beidem angetan zu sein. Nicht dass ich ihr Vorschub leistete, aber ich fühlte mich gezwungen, irgendeine Art von Erklärung für seine Anwesenheit zu liefern. »Mr. Sill finanziert meine Forschungsarbeit«, sagte ich, eine seltsame Äußerung für einen Mathematiker, der selten mit monetärem Ertrag rechnen kann.

»Aha«, sagte Eigen.

»Mr. Sill ist Milliardär«, sagte ich, selbst unbeeindruckt von diesem Faktum, sondern lediglich bemüht, einen in meinen Augen nützlichen Deskriptor zu liefern.

»Ich heiße John«, sagte er. »Sind Sie auch Mathematikerin?«

»Ich bin Differentialtopologin.«

»Ich verstehe garantiert kein einziges Wort, das Sie zu mir sagen werden, aber ich bestehe darauf, Ihnen zuzuhören. Ich vermute, Sie könnten sich mir ebenfalls als nützlich erweisen.«

Mir war klar, dass Eigen gleichfalls nichts von dem verstand, was Sill sagte. Es war ein Gespräch, das amüsant zu werden versprach, aber von geringem oder keinem Interesse für mich war. »Ich muss nach Hause zu Trigo«, sagte ich.

»Ach, Trigo«, seufzte Eigen.

»Trigo?«, fragte Sill.

»Mein Hund. Ich gehe jetzt.« Ich blieb stehen. »Moment, John, wollten Sie etwas Bestimmtes?«, fragte ich.

»Das kann warten.« Seine Aufmerksamkeit galt Eigen.

Ich spazierte über den Campus zurück nach Hause, dachte dabei ganz kurz über das Zornsche Lemma nach und hrte damit auf, weil es in seiner Abhängigkeit von dem trivialen Ring, der die multiplikative Einheit eins hat, nicht nur langweilig, sondern auch unverständlich war. Ich verstand kein Wort, kein Symbol, keine Funktion, ganz besonders keine Funktion davon. Wozu war das verdammte Ding gut? Diese Gedanken brachten mich wie jedes Mal ins Trudeln, und ich fragte mich, was ich eigentlich anfang mit meiner begrenzten, aber unbekanntem Zahl von Lebenstagen, wobei mir klar wurde, dass ich ein Schwindler war, dass ich mit meinen Kollegen stundenlang über Dinge reden konnte, die ich schlicht nicht verstand, dass ich eine Tafel mit einem Beweis vollschreiben konnte, bei dem sie vielleicht oh und ah machten, der aber keinen Sinn und Zweck hatte, keine Wahrheit enthielt. Und je falscher das Geschreibsel war, desto beeindruckter waren sie. Ich war ein Scharlatan. Ich hatte von nichts eine Ahnung. Aber wenn man bedachte, dass

ich mich für dieses Thema entschieden hatte, war ich ein erfolgreicher Schwindler, ein echter falscher Fachmann, ein fachmännischer Fälscher, ein Fälscher mit echtem Fachwissen, eine anschauliche Definition meines Fachgebiets, ein Lehrbeispiel für mich selbst, ein reines Konstrukt und deshalb, weil Ironie die Luft ist, die ich atme, ein der wirklichen Welt entstammendes Beispiel für eine Anwendung des Zornschen Lemmas.

Ich war schon ein ganzes Stück an den Geschäften in der Hope Street vorbei und wollte gerade in Richtung meines Hauses in der Camp Street abbiegen, als mich jemand rief.

»Professor Kitu!« Es war Sam. »Kann ich mit Ihnen reden?«

»Das tun Sie doch schon«, sagte ich.

»Ja, stimmt. Ich meine, dass wir uns irgendwo hinsetzen und miteinander reden.«

»Okay. Ich bin gerade auf dem Weg, meinen Hund zu füttern.« Sam ging mit mir. »Hier geht es zu mir nach Hause.«

»Ich wollte Ihnen sagen, dass Ihres mein Lieblingsseminar ist.«

»Du lieber Himmel. Was haben Sie denn sonst noch belegt?«

Trigo war genau da, wo ich ihn zurückgelassen hatte.

»Ooohhh«, sagte Sam. »Der ist ja süß. Wie heißt er?«

»Trigo.«

»Der Ärmste, nur ein Bein. Wie ist denn das passiert?«

»Was meinen Sie?«, fragte ich. »Hier, Sie können ihn auf den Arm nehmen.«

»Mit seinen anderen Beinen. Wie ist das passiert?«

»Er hat ein Bein.«

»Als Sie ihn bekommen haben, hat man Ihnen da nicht gesagt, wie er seine Beine verloren hat?«

»Ich habe nicht gefragt. Ich bin ins Tierheim gegangen, habe sein Gesicht gesehen und gesagt, ich nehme ihn. Ich muss zugeben, dass die Leute dort überrascht wirkten. Ich bin mir ziemlich sicher, dass sie ihn umbringen wollten, wenn ich jetzt so darüber nachdenke.«

Sam hielt dem Hund die Ohren zu.

»Keine Sorge, Trigo und ich haben darüber geredet. Ich bin froh, dass sie ihn nicht umgebracht haben. Ich denke, er ist auch ganz glücklich darüber.«

»Bestimmt.«

»Tee?«

»Okay.«

Sam trat an die Tür zum Wohnzimmer und schaute hinein.

»Was haben Sie denn erwartet?«

»Ich hätte gedacht, da wären mehr Bücher.«

»Bücher sind schwer.«

»Ziehen Sie oft um?«

»Nein.«

Sam kam zurück und setzte sich an den Tisch. Trigo leckte ihm das Gesicht.

»Worüber wollen Sie mit mir reden?« Ich setzte Wasser auf und nahm Trigos Futter aus dem Schrank. »Sie können Trigo einfach auf den Tisch setzen.«

»Meine Eltern«, sagte Sam. »Sie finden, dass ich mit dem Mathestudium meine Zeit verschwende. Mein Vater ist Chemieingenieur, und meine Mutter ist Chirurgin. Sie finden, dass ich mit einem Abschluss in Mathe nichts anfangen kann.«

»Tja, da haben die beiden recht.« Sam machte ein überraschtes Gesicht. Ich setzte mich und fütterte Trigo seinen ersten Bissen. »Manche Leute wollen auf der Welt große Dinge tun. Brücken bauen, Leben retten, solche Sachen. Ihre Eltern.

Manche Leute wollen große Ideen verstehen. Spielt es für irgendwen irgendwo eine Rolle, dass Sie den Unterschied zwischen dem Knaster-Tarski-Fixpunkttheorem und dem Tarski-Fixpunkttheorem kennen? Nein. Aber für Sie spielt es eine Rolle.«

»Sind Sie glücklich mit dem, was Sie tun?«

»Was denken Sie denn, was ich tue?«

Die Frage erwischte Sam auf dem falschen Fuß.

»Ich sage Ihnen, was ich tue, Sam. Ich tue nichts. Ich versuche, nichts zu tun. Wie sich gezeigt hat, ist das schwerer, als es aussieht. Nicht, dass ich weiß, wie es aussieht. Sie mögen Rätsel, das weiß ich. Das ist genau der richtige Tummelplatz für Ihren Verstand. Sie können einiges von diesem Zeug ergründen und es mir erklären. Ich weiß jede Hilfe zu schätzen, die ich kriegen kann.«

Der Wasserkessel meldete sich. »Können Sie den Tee aufgießen? Ich füttere gerade Trigo.«

Sam stand auf und ging zum Herd. »Ich weiß nicht, was Sie da sagen.«

»Wenn Gödel nicht wäre, wo wären wir dann?«

»Ich weiß nicht, wo denn?«

»Ich weiß es auch nicht. Vielleicht in Diensten eines kahlen gegenwärtigen Königs von Frankreich.«

»Was?«

»Wahrscheinlich sollten Sie bei jemandem wie mir keinen Rat fürs Leben suchen.«

»Sind Sie glücklich?«

»Was ist glücklich? Definieren Sie Ihre Begriffe. Dieses ›glücklich‹, von dem Sie reden, ist das ein Zustand oder eine Befindlichkeit, falls hier eine Unterscheidung getroffen werden muss. Ist das etwas, was ich annehmen, was ich innehaben

kann, oder ist es etwas, was mich innehat? Ist es etwas, was ich finde, oder etwas, was mir passiv widerfährt?«

»Sind Sie zufrieden?«

»Ist das eine *Petitio principii*?«

»Machen Sie sich über mich lustig?«

»Nein, das tue ich nicht. Wirke ich denn glücklich auf Sie?«

»In der Tat.«

»Dann bin ich es wohl auch. Was an mir wirkt glücklich auf Sie?«

»Irgendwie sind Sie die ganze Zeit in Ihrer eigenen Welt. Niemand scheint Sie umzutreiben. Nichts scheint Sie umzutreiben.«

»In Wirklichkeit treibt mich nichts ständig um. Nur dass hier Klarheit herrscht. Aber ich weiß, was Sie meinen. Sie sehen kein Glücklichein. Sie sehen soziale Unbeholfenheit, eine leichte Blindheit für das normale Spektrum sozialer Stimuli. Sie mögen mich, weil ich sonderbar bin, und das gefällt Ihnen, weil Sie sich selbst ebenfalls für sonderbar halten. Und das sind Sie auch, aber auf gute Weise. Sie wissen, was eine Homotopieäquivalenz ist, und das müssen Sie nicht wissen. Kein Mensch muss das wissen. Machen Sie sich nichts vor, das ist sonderbar.« Ich trank meinen Tee.

»Ich weiß nicht, was eine Homotopieäquivalenz ist«, sagte Sam.

»Ich auch nicht, aber Sie wissen, was ich meine.«

»Also, soll ich auf angewandte Mathematik oder Physik umsatteln, wie es meine Eltern wollen?«

»Autsch. Wenn Sie wollen. Wenn Sie es nicht wollen, lassen Sie's. Das Leben ist endlich, oft endlicher als erwartet. Wenn Sie sich gern den Kopf zerbrechen, dann tun Sie's.«

»Danke.«

Eine Kartusche kam durch das offene Küchenfenster hereingeflogen. Sie war silberfarben, mit blauer Beschriftung. *Reizstoff* stand darauf. Wir sahen einander an, und dann begann das Ding zu zischen und weißen Nebel zu verströmen.

»Was, glauben Sie, ist das?«, fragte ich.

»Tränengas?«

Die Küchentür flog aus den Angeln. Trigo bellte. Ich hob ihn auf und schloss ihn in die Arme. »Professor Kitu?« Sams Stimme war verängstigt, hoch. Männer in schwarzen Panzerwesten trampelten in die Küche. Wegen des Rauchs und meiner brennenden Augen war kaum etwas zu sehen. »Runter auf den Boden«, sagte Sam. Ich tat wie geheißen und konnte ein bisschen besser sehen. Klobige schwarze Stiefel erschienen vor meinem Gesicht. Ich blickte hinauf in den Nebel. Plötzlich spürte ich einen heftigen Schmerz auf meinem Schädel. Trigo entglitt meinem Griff.

## 5

Als ich zu mir kam, leuchtete mir ein grelles Licht ins Gesicht. Gleich darauf wurde ich zwei grelle Lichter, dann drei gewahr. Ich versuchte, die Hände zu heben, um meine Augen zu beschirmen, aber ich konnte nicht. Während sich meine Augen an das grelle Licht anpassten, konnte ich sehen, dass meine Handgelenke mit Handschellen an einen Metalltisch gefesselt waren. Meine Fußgelenke waren an die Metallbeine des Stuhls gefesselt. Mein Hals fühlte sich rau, trocken, eng an. Ich hatte Durst. Mir war heiß, und ich schwitzte. Ich konnte nicht an den Lichtern vorbeischaun, also schloss ich die Augen und versuchte zu lauschen. Ich hörte nur das Summen der Lampen.

»Wo ist mein Hund?«, fragte ich.

Zwei der Leuchtstofflampen erloschen mit einem lauten Klacken, das mir irgendwie altmodisch erschien.

»Wollen Sie nicht wissen, wo Sie sind?«, fragte ein Mann.

Ich blickte auf und konnte zu meiner Überraschung den Mann und sein Gesicht sehen. Hätte er noch unauffälliger ausgesehen, wäre er unsichtbar gewesen. Falls ein Anzug, ob schlechtsitzend oder nicht, überhaupt farblos sein konnte, dann war dieser es. »Ich weiß, wo ich bin«, sagte ich.

»Ach ja?«

»In der Tat. Ich bin hier bei Ihnen. Ich will wissen, was mit meinem Hund passiert ist.«

»Ach ja?«

»Und mit meinem Studenten. Mein Student war bei mir. Wo ist Sam?«

»Wollen Sie nicht wissen, warum Sie hier sind?«, fragte der Mann.

»Was genau soll ich denn wissen wollen? Noch einmal, was ist mit meinem Studenten?«

»Dazu kommen wir noch«, sagte der Mann. »Mein Name ist Bill Clinton.«

Ich sah ihn mit schräg gelegtem Kopf an.

»Nicht *der* Bill Clinton.« Er hatte meinen fragenden Gesichtsausdruck gesehen. »Ich arbeite für eine Regierungsbehörde, darf Ihnen aber nicht sagen, welche.«

»Das ist streng geheim«, vermutete ich.

»Sie haben es erfasst.«

»FBI?«

»Nein. Das ist nicht geheim.«

»CIA?«

»Nein.«

»NSA?«

»Nein.«

»DOD?«

»Nein.«

»DEA?«

»Nein.«

»EPA, PTA, NRA, CNN?«

»Sie kommen nie drauf«, sagte Clinton.

»Ich habe gerade erst angefangen. Wenn man bedenkt, dass das Alphabet sechsundzwanzig Buchstaben hat und ich keinen Grund zu der Annahme habe, dass Ihre Behörde drei Initialen hat, sondern genauso gut einen, zwei oder drei von sechsundzwanzig haben könnte, dann bleiben mir noch siebenunddreißig Millionen Rateversuche. Also, fangen wir noch mal an. A?«

»Schnauze!«, bellte er. »Sie sind ein Klugscheißer.«

»Wo ist mein Hund?«

»Alles zu seiner Zeit.« Clinton klatschte ein Schwarz-Weiß-Foto im Format von 10 mal 15 Zentimeter vor mir auf den Tisch. »Kennen Sie diesen Mann?«

»Ich habe diesen Mann gesehen.«

»Ich habe Sie gefragt, ob Sie ihn kennen.«

»Ich kenne seinen Namen«, sagte ich.

»Wer ist das?«

»Man könnte ihn meinen Gönner, meinen Wohltäter, vielleicht sogar meinen Arbeitgeber nennen. Meinen Sugardaddy. Das Wort habe ich mal in einem Film gehört. Obwohl ich nicht weiß, was Zucker damit zu tun hat.«

»Ich sage Ihnen, was Zucker damit zu tun hat. Er hat Ihnen einen Scheck über zweieinhalb Millionen Piepen gegeben. Das ist ein Haufen Kies.«

Seine Sprache begeisterte mich. »Wohl eher Geröll, insofern es drei Millionen waren, aber fahren Sie fort«, sagte ich. »Schutt? Mergel?«

»Ein Witzbold. Wofür war das Geld?«

»Für nichts, wenn Sie es genau wissen wollen.« Ich sagte die Wahrheit.

»Hören Sie, Sie haben es hier mit der Regierung der Vereinigten Staaten zu tun. Ich will wissen, wofür dieses Geld die Bezahlung ist.«

»Habe ich Ihnen doch gesagt. Für nichts.«

»Wie heißt er? Der Mann auf dem Foto.«

»Offensichtlich kennen Sie seinen Namen«, sagte ich. »Wo ist mein Hund?«

»Wissen Sie, wo John Sill jetzt ist?«

»Wer?«

»John Milton Bradley Sill. Der Mann, der Ihnen die Kröten gegeben hat, die Penunze. Der Typ auf dem Bild.«

Ich musste unwillkürlich lächeln.

»Sie finden das lustig.« Das war eine Aussage, mit der ich einigging, und da es sich um eine Feststellung handelte, sah ich keine Notwendigkeit, etwas darauf zu erwidern.

»Also, wissen Sie's?«

»Wo ist mein Hund?«

»Heiß hier drin, stimmt's? Inzwischen müssen Sie ziemlichen Durst haben. Ich wette, Sie könnten ein bisschen was vertragen, um sich die Kehle anzufeuchten. Eiswasser, eine schöne kalte Limo, ein schönes großes Glas eiskalten süßen Tee?«

»Heißt es ›sich die Kehle anfeuchten‹ oder ›sich den Schnabel anfeuchten‹?«, fragte ich.

»Was?«

»›Kehle‹ ist das plausible Wort.«

»Schnauze.«

»Wissen Sie, wenn wir propositionale Einstellungen mit intensionaler Abstraktion handhaben, wie wir es hier gewissermaßen tun, dann verortet sich deren Undurchsichtigkeit gewissermaßen in der der intensionalen Abstraktion.«

»Wovon reden Sie?«

»Das habe ich Ihnen doch gesagt, von nichts. Also, wo ist mein Hund? Er heißt Trigo. Er ist bemerkenswert widerstandsfähig, und wenn Sie ihn mir einfach bringen, können wir ruckzuck, wie Sie vielleicht sagen würden, mit diesem kleinen Zwischenfall fertig sein.«

»Mitchell.« Clinton entfernte sich ein paar Schritte und sprach einen Mann an, der vortrat. »Er ist verrückt«, sagte er. »Ich komme einfach nicht weiter mit ihm. Versuch's du mal.«

In mein Blickfeld trat Mitchell, der abgesehen davon, dass er wie ich Schwarz war, auf beunruhigende, ja erschreckende Weise wie Clinton aussah.

»Wie geht es Ihnen?«

»Gut, und selbst? Wo ist mein Hund?«

»Sehen Sie, wir haben ein kleines Problem mit derart großen Einzahlungen von Leuten, die die Regierung für potentielle Terroristen hält. Da schrillen jedes Mal die Alarmglocken. Wenn Sie uns jetzt einfach nur sagen könnten, wofür diese Zahlung war.«

»Das kann ich Ihnen sagen, für nichts. Wieso Alarmglocken?«

»Hat mein Kollege recht? Sind Sie verrückt?«

»Eine weitere propositionale Abstraktion erweist sich als undurchsichtig.«

»Was?«

»Wenn Sie mir nicht sagen, wo mein Hund ist, dann sagen Sie mir wenigstens, wohin Sie meinen Studenten gebracht haben.«

»Der geht es gut.«

»Ihm.«

»Ihm?«

»Oder ihr.«

»Wir haben Ihren Studenten gehen lassen. Wir haben ihm, ihr eine Scheißangst eingejagt und sie, ihn dann nach Hause geschickt.«

»Und mein Hund? Haben Sie dem auch eine Scheißangst eingejagt?«

»Was hat Sill vor?«

»Ihnen ist klar, dass ich bloß ein Mathematikprofessor bin. Ich benutze noch nicht mal einen Computer.«

»Ja, und Lee Harvey Oswald war bloß ein, bloß ein ... Clinton, was war Lee Harvey Oswald gleich noch mal?«

»Ein Attentäter.«

»Nein, davor.«

»Ein Roter.«

Mitchells Handy klingelte, und er ging ran, hörte aufmerksam zu, nickte und steckte es dann weg. »Professor Kitu, Sie können gehen.«

Clinton trat vor.

»Der Direktor hat gesagt, wir sollen ihn gehen lassen«, sagte Mitchell.

»Einfach laufen lassen?«

»Mach ihn los.«

Clinton redete, während er meine Handschellen und meine Fußfesseln aufschloss. Er roch nach Pomade. »Nur damit das klar ist, wir behalten Sie im Auge. Wir kleben an Ihnen wie ein billiger Anzug.«

»Mein Hund?«

»Gib ihm seinen verdammten Köter.«